

## Der Besucher

Der Baum erstrahlte in festlichem Glanz. Kerzen brannten an ihm, und kleine, bunte Kugeln reflektierten deren Schein. Sogar einen Engel hatte meine Mutter auf die Spitze des Tannenbaums gesetzt und auch das Lametta und die goldene Girlande um die Zweige gelegt.

Unter dem Baum lagen Geschenke. Drei Kisten in drei verschiedenen Größen. Sie waren für mich bestimmt, daran gab es keinen Zweifel. Ich wusste es – so wie sie wusste, dass der nur mühsam verpackte Tonkrug sowie das bunte Bild *ihre* Geschenke waren.

Es gab niemanden sonst, den es zu beschenken gegolten hätte. Nur noch meine Mutter und mich. Seit ...

Es geschah im April. Die ersten wirklich warmen Sonnenstrahlen erwärmten die Luft, der Frühling kroch über das Land und irgendwie herrschte eine leichte, eine merkwürdige Stimmung. Endlich war der Winter vorbei, der Schnee Vergangenheit und vor uns lag ein Sommer, der nicht nur heiß zu werden versprach, sondern auch ausgelassen und fröhlich. Mein Vater arbeitete damals bei einem Pharma-Unternehmen als einer der wenigen und darum wirklich hoch dotierten Computerspezialisten. Ein Urlaub im Juli war fest geplant, und mein neues Fahrrad hatte der Osterhase etwas früher gebracht.

Es war das unbeschwerte Leben eines Zwölfjährigen, der es niemals leichter und besser hatte. Der es liebte, über die Felder zu fahren und mit seinen Freunden zu spielen. Der in der Schule gute Zensuren hatte und von seinen Eltern jenseits des schnöden Mammons geliebt wurde.

Doch all das endete im April.

Ich weiß es noch als sei es gestern gewesen. Die Stimme meiner Mutter, als sie Vater bat, *nicht* das Motorrad zu nehmen. Sein Lachen und sein Abwinken. So wie stets. Sie sorgte sich, hasste das *blöde Ding*, wie sie es nannte. Er hingegen nahm es locker und blinzelte mir zu. Dann fiel die Tür ins Schloss. Es war so normal, so natürlich. Hundertfach erlebt. Dieser Abgang meines Vaters und seine Ankunft. Das erleichterte Gesicht meiner Mutter, wenn *das blöde Ding* in den Hof knatterte.

An diesem Abend knatterte es nicht.

Bis fünf war die Welt noch in Ordnung.

Erst um halb sechs fiel mir auf, dass Vater noch immer nicht zu Hause war.

Um viertel vor sechs rief meine Mutter in seinem Büro an, doch es nahm niemand mehr ab.

Um sechs klingelte die Polizei.

Es habe einen Unfall gegeben, sagten sie. Mein Vater sei mit dem Motorrad von der Straße abgekommen und einen Hang hinab gestürzt.

Im ersten Moment verstand ich nicht, was die Beamten meinten. *Es tut uns sehr leid*. Mehr nicht. Kein Wort über die Verletzungen, kein Wort von einem Krankenwagen oder Hospital. Nur dieses *Es tut uns sehr leid*. Was bedeutete dies?

Erst als ich die Tränen meiner Mutter sah, ihr Schluchzen hörte und sie auf den Hocker im Flur sank, begriff auch ich. Mein Vater, den ich so sehr geliebt hatte, der mit uns in Urlaub fahren wollte und der am Sonntag zuvor noch im Minigolf gewann, war tot. Einfach so. Er war gegangen, hatte mir zugeblinzelt um dann niemals wieder zu uns zurückzukehren. Und jetzt ...

Der Baum erstrahlte in festlichem Glanz. Kerzen brannten an ihm, und kleine, bunte Kugeln reflektierten deren Schein. Und doch erschien mir dieser Schimmer trüb.

Ohne Funkeln, ohne den mystischen Zauber von Weihnachten und ohne mit dem lockenden Versprechen, welches Weihnachten sonst innewohnte. Dieses Fest hatte seinen Reiz verloren. Zumindest in diesem Jahr. Meine Mutter bemühte sich, es mich nicht spüren zu lassen. Ihre Trauer und ihren Schmerz. So, wie sie sich den Sommer über bemüht hatte und auch im Herbst. Sie wusste, dass sie stark sein musste. Für sich selbst und auch für mich. Und doch spürte ich ihre Trauer nahezu körperlich. Oder waren es meine eigenen Gefühle, die ich ebenfalls nach besten Kräften zu verdrängen suchte? Allein schon, um es ihr nicht noch schwerer zu machen? Möglich. Als Kind ist man sich dessen nicht sicher. Man spürt nur instinktiv – oder glaubt zu spüren – was die Mutter braucht. In meinem Fall war es Stärke, die ich nicht besaß und Fröhlichkeit, die in diesen Monaten zu existieren aufgehört hatte. Und doch saßen wir an jenem Abend vor dem Baum, hielten einander bei den Händen und schauten zum dem Bild meines Vaters, welches Mutter auf seinen Sessel gestellt hatte. So, als könne er auf diese Art und Weise noch immer an unserem Christfest teilnehmen. Es gab uns zumindest für ein paar Minuten die Illusion, ihn noch immer unter uns zu haben.

Irgendwann an diesem Heilig Abend – es muss so gegen acht oder neun gewesen sein – gingen wir zu Bett. Ohne die Geschenke zu öffnen und ohne den Lebkuchen anzutasten, der in einem bunten Teller auf dem Tisch stand. Wir hatten das Bild angestarrt und *gespürt*, dass Geschenke und Süßwaren warten konnten. Dieser Abend im Jahr führte uns den Verlust noch einmal vor Augen und ließ Wunden aufplatzen, die wir bereits angeheilt glaubten.

Ich weiß nicht, wie es meiner Mutter erging – aber mich übermannte der Schlaf bereits nach knapp einer halben Stunde. Es war kein guter Traum, und er endete um zwei Uhr in der Nacht. Erst glaubte ich, das Klirren von Glas sei ein Teil dieses Alps, der mich über Stunden verfolgt hatte. Doch dann, bereits im Bett sitzend und in die Dunkelheit der Nacht lauschend, hörte ich es wieder. Leises Klirren, gefolgt von Schritten.

#### *Einbrecher.*

Es war eine Erkenntnis, die keinen Widerspruch duldete. Mit der Sicherheit eines Kindes, welches eine elementare Feststellung getroffen hatte, wusste ich es. Dort unten, im Wohnzimmer oder auch in der angrenzenden Küche schlich ein Einbrecher durch das Haus.

*Wäre Vater noch bei uns*, schoss es mir durch den Kopf, *würde er es ihnen zeigen.*

Doch mein Vater war tot und niemand konnte es diesen Männern zeigen. Nicht meine Mutter, um die ich wesentlich mehr bangte als um all die Dinge, welche der Dieb eventuell mitnehmen konnte. Keiner konnte den Einbrecher stoppen. Es sei denn, ich ...

Kinder können auf die verrücktesten Ideen kommen, wenn sie sich einer ausweglosen Situation gegenübersehen. Und genau das war es für mich. Eine ausweglose Situation. Da schlich ein Einbrecher durch unser Haus, bestahl uns und es gab niemanden, der ihm hätte Einhalt gebieten können. Selbst das Telefon stand für mich unerreichbar im Wohnzimmer. Heute, im Zeitalter von Handys und Schnurlos-Geräten wäre es kein Problem, Hilfe zu holen. Aber damals, vor zwanzig Jahren...

*Wenn ich meiner Mutter zeigen kann, wie stark ich bin...*

Der Wunsch, meiner Mutter und auch mir selbst Stärke zu geben. Und die Selbstüberschätzung des Heranwachsenden, der jedes Problem dieser Welt mit einem Knüppel lösen kann. *Komm nur, Gaddafi, Breschnew* und wie die *Feinde* damals hießen. Wenn ich als amerikanischer Pilot die Russen besiegen konnte, musste ich doch auch mit einem Knüppel – es war der Besenstiel aus der Kammer

neben meinem Zimmer – die Einbrecher verscheuchen können. Kindliche Vorstellungen eben und fern jeder Realität.

Dennoch ließ mich der Glaube an meine Kraft die Treppe hinab steigen, den Besenstiel hoch erhoben.

Schon im Flur sah ich ihn.

Ein Mann – größer als mein Vater auch... dicker. Er stand im Wohnzimmer, eine kleine Leuchte zwischen den Zähnen und ein Geschenk in den Händen. Er schüttelte es, wie man es bei einem Überraschungsei tut und wollte vermutlich herausfinden, was sich im Innern der hübsch verpackten Schachtel mit dem goldenen Band befand.

„Wirf es weg und ergib dich.“

Meine Stimme überschlug sich, und wütend lief ich los, um mit dem Besenstiel auf den Fremden in unserem Wohnzimmer einzuschlagen.

Für einen Moment war er wirklich irritiert, vielleicht sogar erschrocken. Er wirbelte herum, sah mich und den Besenstiel und wich etwas zurück. Dann jedoch schien er die Situation überblickt zu haben, erkannte mich als das, was ich war – ein zwölfjähriger Knabe in blauem Schlafanzug ohne Socken oder Schuhe und mit einem Besenstiel in der Hand – und schubste mich schlicht zur Seite. Er tat es so heftig, dass ich strauchelte und gegen einen Tisch prallte. Dort stürzte ich zu Boden.

Tränen schossen mir in die Augen als mir meine Schwäche derart brutal vor Augen geführt wurde. Und der Fremde war noch nicht fertig, denn er kam auf mich zu. Niemals werde ich dieses Grinsen vergessen, als er sich zu mir hinab beugte, um nach meinem Arm zu greifen. Nicht wirklich böse, aber weit entfernt von *nett*.

Ich weiß nicht, was er von mir wollte oder mit mir vorhatte. Was auch immer es war, er kam nicht mehr dazu. Plötzlich sahen wir beide ein milchiges, fast durchsichtiges Leuchten. Es erschien dort, wo das Bild meines Vaters stand. Mehr noch, es schien aus ihm zu erwachsen. Nur ein helles Flackern, kaum größer als ein Fußball. Es verharrte kurz über dem Bild, bevor es sich durch den Raum bewegte und sich uns näherte.

Der Fremde ließ mich los, wich zurück und begriff nicht, was er sah. Und auch mir fiel es schwer zu akzeptieren, was mir in den Sinn kam.

*Mein Vater!*

Dies zumindest schrie mein Inneres und verlor in diesem Moment jegliche Trauer. Mein Verstand aber sträubte sich gegen dieses vermeintliche *Wissen* oder auch *Erkennen*.

Das Leuchten näherte sich uns noch immer, wurde schneller und hektischer. Eine merkwürdige Kälte ging von ihm aus, welche mich jedoch nicht ängstigte und auch nicht frösteln ließ. Der Einbrecher jedoch schien von blankem Entsetzen gepackt zu werden, noch bevor ihn die Ausläufer des Schimmers erfassten. Er wich weiterhin zurück, hob abwehrend die Hände und schaffte es doch nicht mehr, dem Licht zu entkommen. Es schnellte regelrecht heran, um den Kopf des Mannes zu umhüllen. Der Einbrecher zappelte, wedelte mit den Händen, als wolle er einen Bienen-schwarm vertreiben und riss schließlich den Mund auf, um einen Schrei auszustoßen. Aber kein Ton war zu hören. So, als würde das Licht jedes Geräusch schlucken, spielte sich die Szene in absoluter Stille ab.

Schließlich ließ das Leuchten von dem Mann ab und zog sich zurück. Von blinder Panik erfasst lief der Einbrecher zur Tür, riss sie auf und verschwand in der Nacht. Erst Sekunden später war ein fast schon irres Schreien zu hören.

Das Licht hingegen wanderte zurück zum Bild und senkte sich auf es herab. Für einen kurzen Moment glaubte ich, das Gesicht meines Vaters in ihm zu erkennen. So, als wolle er mir zublinzeln.

Dann war es vorbei.

Verblüfft starrte ich auf das Bild. Wachte mein verstorbener Vater über mich? War er es gewesen, der eingegriffen hatte? Welche andere Erklärung kam dafür in Frage? Als Zwölfjähriger hatte ich keine.

Nun, mit 35, habe ich noch immer keine.

Ende